BRILL

Zeitungsschau

Author(s): Willi Heffening

Source: *Die Welt des Islams*, Bd. 3, H. 2 (Aug. 15, 1915), pp. 170-190

Published by: [Brill](#)

Stable URL: <http://www.jstor.org/stable/1569283>

Accessed: 09-03-2016 12:23 UTC

Your use of the JSTOR archive indicates your acceptance of the Terms & Conditions of Use, available at <http://www.jstor.org/page/info/about/policies/terms.jsp>

JSTOR is a not-for-profit service that helps scholars, researchers, and students discover, use, and build upon a wide range of content in a trusted digital archive. We use information technology and tools to increase productivity and facilitate new forms of scholarship. For more information about JSTOR, please contact support@jstor.org.

Brill is collaborating with JSTOR to digitize, preserve and extend access to *Die Welt des Islams*.

<http://www.jstor.org>

ZEITUNGSSCHAU.¹

(Mit Einschluß allgemeiner Zeitschriften.)

I. Allgemeines (Religion und Kulturgeschichte des Islams).

Zunächst möchte ich hier noch einige Nachzügler nennen zu dem Thema „**Heiliger Krieg**“, deren Verfasser sich auch schon in den in der letzten Zeitungsschau erwähnten Aufsätzen darüber geäußert haben, die ich daher nur kurz aufführen möchte; es sind: Ewald Banse, „Orient und Islam im Weltkrieg“ (Westermanns Monatshefte Heft 6 S. 931), Max Roloff, „Der Islam und der Weltkrieg“ (Schwäbischer Merkur 12. Januar 1915), Max Roloff, „Der Heilige Krieg des Islams“ (Die Hilfe 8. April 1915), Generalleutnant Imhoff, „Der heilige Krieg“ (Der Volkserzieher 1915 Nr. 1), Ernst Jäckh, „Der heilige Krieg des Islams“ (Über Land und Meer 1915 Nr. 15 S. 266 ill. mit Faksimile der Originalniederschrift des Fetwa). Dieser letzte Aufsatz geht in dem schiefen Vergleich der islamischen Kirche mit der christlichen viel zu weit.

In seinem Artikel „Zur Lage im Orient“ (Hannoverscher Courier 16. Januar 1915) lenkt Oberstleutnant Frobenius die Aufmerksamkeit darauf, daß die Verkehrsverhältnisse des Orients bei weitem nicht mit denen Europas zu vergleichen sind. Daher kann die Vorbereitung und Organisation der einzelnen Völkerschaften zum Heiligen Kriege nicht so schnell vor sich gehen. Ferner müssen die einzelnen Kriegerscharen, wie die Senussi oder die Afghanen, zu gleicher Zeit auf einen Wink von Stambul hin losschlagen, um nicht einzeln von den Feinden vernichtet zu werden. Ehe aber dies, von der Zentrale in Stambul aus geleitet, geschehen kann, muß die Türkei selbst erst die vorhandenen Schwierigkeiten überwinden, da von ihren Truppen und ebenso natürlich von den dauernden Truppen- und Verpflegungsnachschüben hunderte von Kilometern auf teils sehr schwierigem Gelände zu Fuß zurückgelegt werden müssen.

Eine Erwiderung auf Snouck Hurgronje's Schrift „Heilige Oorlog made in Germany“ (= De Gids Jan. 1915) schreibt C. H. Becker in der Internationalen Monatsschrift Heft 7 (15. Februar 1915 „Deutschland und der Islam“).² Zunächst gibt der Verfasser ein Referat über Sn. H.s Arbeit, die er kurz mit den Worten charakterisiert: „eine gegen die deutsche Politik gerichtete Schmähschrift. . . ., die auf Bestellung von England und Frankreich nicht wirkungsvoller hätte geschrieben werden können“. In einem zweiten Abschnitte wendet sich Becker gegen S. H.s Behauptung, wir hätten durch den Dschihad „mittelalterlichen Glaubenshaß“ gegen unsere Feinde erregt. Weshalb soll die Türkei das ihr zu Gebote stehende Mittel des Glaubenskampfes nicht benutzen, da die moderne Türkei doch zu einer „muhammedanischen Großmacht, die Andersgläubige als vollberechtigte Bürger anerkennt, also nicht der Kalifenstaat im Sinne der Scheria, sondern in einem neumodischen Sinne“ geworden ist? Die Bedeutung des islamischen Charakters hat

¹ Vgl. Bd. II S. 372 ff. und Bd. III S. 87 ff. — Wir bitten unsere Leser und Freunde wiederholt, uns auch weiter im Ausbau der „Zeitungsschau“ durch Zusendung geeigneter Zeitungsaufsätze zu unterstützen. Die Aufsätze werden in unserer Bibliothek aufbewahrt und auf Wunsch zur Benutzung angeliehen.

² Vgl. jetzt auch noch Becker's Aufsatz „Islampolitik“ in De Gids vom Mai 1915 S. 311 bis 317.

sich folgerichtig in ihr entwickelt 1) durch die schlechten Erfahrungen bei dem Nebeneinander von Christen und Muhammedanern im Heere, 2) durch das Resultat des Balkankrieges, der eine erhebliche Verminderung der christlichen Untertanen, aber durch Einwanderung eine Vermehrung der muhammedanischen herbeiführte, 3) durch die Heranziehung der Araber zur Stärkung der in der Minderzahl sich befindenden Türken, was nur auf der gemeinsamen islamischen Basis geschehen konnte. Eine feierliche Erklärung durch ein Fetwa war völlig überflüssig, weil jeder Krieg der Türkei ein Dschihad ist — da hat S. H. vollkommen recht; aber das Fetwa sollte der Bevölkerung nur klar legen, daß jetzt eine Gemeinde- oder Individualpflicht vorliegt, ein *Dschihad akbar*, wie es jetzt die türkischen und arabischen Zeitungen nennen; was übrigens auch wieder auf eine den Zeitaufgaben angepaßte Umwertung deutet. Sn. H., ganz im Banne der englisch-französischen Verdächtigungen, sucht eben alle, auch die kleinsten Indizien zusammen, die seine These, der Dschihad made in Germany, wahrscheinlich machen. Der dritte Abschnitt enthält eine positive Darstellung: „Was die deutsche Islampolitik eigentlich war und welche Methoden sie befolgte“. Deutschland sah in der Türkei zunächst ein Betätigungsfeld seiner wirtschaftlichen Interessen, dann aber auch eine Militärmacht für den Fall kriegesischer Verwicklungen mit England oder Rußland. Man mußte sich aber bei der Türkei „als fremder Macht und nicht als eingeborenem Malaya-Staat“ mit der jeweiligen Regierung gut halten. „Der Kalifatsgedanke, zusammengehalten mit den Selbstständigkeitsbestrebungen der fremden (d. h. der nicht türkischen) Muhammedaner, mußte jedem Bundesgenossen der Türkei eine Waffe, sei es gegen seine eigenen aufsässigen muhammedanischen Untertanen, sei es gegen die großen europäischen Islammächte, in die Hand geben“. Deutschland hat ihn nicht ausgenutzt, obwohl es ihn — Fürst von Bülow hat es kürzlich ausgesprochen — sah. Man wollte nur „durch Betonung unserer Türkenfreundschaft, durch Anerkennung des internationalen Zusammenhanges des Islam als Freunde der Muhammedaner schlechthin erscheinen“, und ließ daher jeden in Deutschland ruhig seine eigene Meinung aussprechen. Ebenso wenig durfte Deutschland die Türkei an der Erklärung des Dschihad hindern: es ist nicht der Dschihad der veralteten Scheriabücher, sondern die Beteiligten „sind erwachende Nationalitäten, es ist das Asiatentum, das noch auf die überkommene Formel der gemeinsamen Religion hört, das damit aber schon ganz andere Begriffe von Freiheit und Selbstbestimmung verbindet“. Ebenso wenig hat dieser Dschihad betreffs der Zerstörung der Kulturwerte etwas zu sagen: denn Krieg ist Krieg, und zweitens wird es „nirgends — außer etwa in Marokko — zu einem das europäische Kulturwerk ernstlich bedrohenden Aufstand kommen, so lange die europäischen Kolonialmächte ihrer politischen Autorität den nötigen militärischen Nachdruck zu geben wissen“. Das ist aber der Hauptzweck der ganzen Sache, nämlich unsere Gegner zu zwingen, ihre Streitkräfte zu zersplittern. Der andere Hauptzweck ist, daß durch den Dschihad „dem türk-arabischen Heere eine geschlossene ideelle Basis gegeben wird.“ Holland kann vollständig beruhigt sein, da es mit seinem islamischen Besitze sehr weit vom Schauplatz der Ereignisse abliegt und seine Kolonien so wenig türkische Beziehungen haben. Die deutsche Regierung wird gewiß noch unangenehmer als die holländische durch die türkischen und arabischen Flugblätter berührt sein, die enthalten: „Djawa [= Java] den islamischen Dschawas“. Daraus erhellt noch mehr, „daß nämlich der heilige Krieg wohl von Deutschland als Kampfmittel der Türkei anerkannt wird, aber ganz gewiß nicht made in Germany ist“. Unberechtigt und unsinnig ist selbstverständlich der Vorwurf Sn. H.s: man wolle aus der Türkei ein „deutsches Protektorat“ machen! Nach einem siegreichen Krieg läßt die Türkei sich das nicht gefallen, nach einem nicht siegreichen Kriege hat Deutschland seine Rolle

in der Türkei ausgespielt. Derartige Schlagwörter können nur den Zweck haben, die Türkei mißtrauisch gegen uns zu machen. Das aber wäre eine Schädigung für uns wie für sie. Auch von türkischem Standpunkte aus ist der Dschihad unanfechtbar: „die Türkei ist nun einmal der Islamstaat, aber der Islamstaat europäischer Färbung, d. h. mit Gleichberechtigung der christlichen Staatsbürger.“ Zum Schluß betont Becker noch die Hochschätzung des verdienten Islamforschers Sn. H. deutscherseits, der leider mit dieser Broschüre gänzlich entgleist ist.

Auf diesen Becker'schen Aufsatz entgegnet C. Snouck Hurgronje in der Internationalen Monatsschrift Jahrgang 9 Heft 10 (1. Mai 1915) in einer „Erwiderung“, der C. H. Becker auf Spalte 1034 ein „Schlußwort“ folgen läßt. Sn. H. will hier „einige Mißverständnisse zu beseitigen suchen“: ich hebe daraus (im Anschluß an obige Wiedergabe des Becker'schen Artikels) nur folgende Ausführungen hervor: Das Zukunftsbild des deutsch-türkischen Bundes schließt, nach Sn. H.'s Überzeugung, eine ausgesprochene Abhängigkeit der Türkei von Deutschland in sich. „Ohne ein solches Abhängigkeitsverhältnis, sagt er weiter, ist es nicht möglich, daß das in materieller sowie in intellektueller Hinsicht so unendlich überlegene Deutschland die Aufgabe der notwendigen Reformierung des türkischen Staatswesens vollführte. „Ob nun die Rolle Deutschlands für den vorgesetzten Fall als die des Vormundes, des Protektors oder wie auch anders bezeichnet wird, scheint mir nebensächlich, und jedenfalls liegt in jenen Bezeichnungen nichts Verwerfliches, denn je mehr das Verhältnis den Charakter der Vormundschaft oder des Protektorates erlangen würde, um so höher wäre seine moralische Bedeutung, viel höher jedenfalls als die eines politischen Bündnisses auf der Grundlage der fiktiven Gleichheit“. Im weiteren betont Sn. H., daß er von der deutschfeindlichen Literatur, wie englische Zeitungen usw., nichts zu Gesicht bekommen habe und daß seine Darlegungen nichts anderes enthielten als die Anwendung seiner seit Jahrzehnten vertretenen Ansichten auf die jüngsten Ereignisse. Über den Dschihad äußert er sich folgendermaßen: diejenigen Schichten der muslimischen Bevölkerung, an welche sich der Aufruf zum allgemeinen Dschihad richtet — nämlich der Pöbel und die Reaktionären unter den Schriftgelehrten — denken sich dasselbe dabei, was sich ihre Ahnen dabei gedacht haben. Die Vornehmen, die Intellektuellen, die Kaufleute sind allenthalben den Ideen des Kalifats und des Dschihads entfremdet und abgeneigt und auch für eine jungtürkische Neuschöpfung derselben wenig empfänglich. Daher können daraus höchstens von fanatischen Banden angestiftete lokale Unruhen und Morde entstehen. Im Anschlusse daran spricht Sn. H. offen die holländischen Kolonialsorgen aus, daß der Dschihad nur dazu geeignet sei, das gute Verhältnis der Mohammedaner Niederländisch-Indiens zum niederländischen Volke und seiner Regierung zu verderben. Dann sagt er: die Türkei faßte erst durch Deutschland gestärkt den Mut, den Glaubenskrieg zu verkünden. Aus diesen Gedanken heraus ist der Protest gegen die deutsche Islampolitik entstanden. „Wäre es mein eigenes Vaterland, welches in schwieriger Lage zu einem ähnlichen Mittel gegriffen hätte“, sagt Sn. H., „so würde ich noch viel heftiger dagegen protestieren“.

In seinem Schlußwort weist Becker darauf hin, daß die Meinungsverschiedenheiten zwischen ihnen weniger wissenschaftlicher als politischer Natur seien, und hebt den versöhnlichen Ton der „Erwiderung“ Sn. H.'s hervor. Jetzt sind auch, wie aus Sn. H.'s Erwiderung hervorgeht, die Motive seines Vorgehens zu begreifen, nämlich die holländische Kolonialpolitik; Sn. H. hat daher „in einer gewissen Notlage gehandelt, die auch ein schärferes Auftreten entschuldbar erscheinen läßt“. Vom holländischen Standpunkte aus — dessen Vater gerade Sn. H. ist —, der die langsame Heranziehung der

Muhammedaner zu Vollbürgern eines neuen größeren Holland bezweckt, ist das Verbot einer Lehre der Dschihadvorschriften der Scheria in Niederländisch-Indien, und mithin eine energische Stellungnahme gegen jeden panislamischen Anspruch der Türkei voll- auf berechtigt. Da nun der Standpunkt der Türkei nach entgegengesetzter Seite gerichtet ist, so „besteht also ein großer sachlicher Interessengegensatz zwischen den Sn. H.'schen Kolonialidealen und der von Deutschland gestützten Politik der Türkei“, was man nur aufrichtig bedauern kann. Becker erwartet als die wahrscheinlichsten Folgen dieses Krieges, „daß die muhammedanischen Kolonialuntertanen überall eine freiere und bessere Stellung gegenüber ihren kolonialen Herren erlangen werden“. So wird der Krieg indirekt noch die kolonialpolitischen Forderungen Sn. H.'s. fördern helfen. „Unsere Methoden scheinen in unvereinbarem Interessengegensatz, aber wir haben doch schließlich das gleiche ideale Endziel“.

Prof. Dr. Martin Hartmann führt in der Zeitschrift „Weltwirtschaft“ (Jan./Febr. 1915 S. 255 „Die **weltwirtschaftlichen Wirkungen** des heiligen Krieges“) aus: Ein „Stapelplatz und Umschlageplatz“ größten Stiles in der Türkei kann nur Basra werden (vgl. die Aufsätze Hartmanns unter Türkei und Irak dieser Zeitungsschau), als Endpunkt einer unter deutschem Betriebe stehenden Linie: Bagdadbahn Stambul—Sofia—Berlin—Antwerpen. Aber ehe die „Türkei als ein Glied der großen weltwirtschaftlichen Gemeinschaft gelten kann, hat sie in der Eigenwirtschaft noch bedeutende Fortschritte zu machen“. Dafür sorgen durch Hebung des nationalen Lebens Leute wie Mehmed Emin, Aktschura Ogli Jusuf und andere, und dafür muß durch kulturelle Schulung Deutschland sorgen. — Das gegenwärtig durch den Aufruf zum heiligen Kriege wieder neu erwachende kirchliche Leben im Islam scheint ein weltwirtschaftliches Zusammenarbeiten der in den einzelnen islamischen Ländern sich bildenden Eigenwirtschaften zu begünstigen. Reich gegliederte islamische Küstengebiete sind als Bedingung für eine nur von Muslimen betriebene Seeschifffahrt gegeben, so daß die islamischen Völker es nicht mehr nötig haben, „die großen Kanäle zu speisen, in welche die fränkische Hochkultur die Weltwirtschaft lenkte“. Die Türken sehen heute sehr gut, daß ein Bündnis mit Persien und Afghanistan militärisch ihnen von großem Nutzen sein würde, aber an einen wirtschaftlichen Anschluß, von dem die Türkei wichtige Antriebe erhalten könnte, denken sie kaum. Der deutschen wirtschaftlichen Aktion würde dies nur neue Quellen erschließen. Zu beachten ist, daß dabei ein gesicherter, aber den Handel nicht unterbindender Grenzschutz gegen Rußland an der kaukasischen und turkestanischen Grenze bestehen muß. Eine solche Staatengruppe bedarf zu ihrer Ergänzung der ägyptischen Provinz, „erst mit dem auf freieste Weise angeschlossenen Egypten kann die Türkei zu dem gelangen, was notwendige Ergänzung ihrer weltwirtschaftlichen Bemühungen ist: Schaffung einer Handelsflotte, die im nationalen Dienste steht und die ihre Beziehungen zunächst nach den ausgedehnten islamischen Gebieten im Osten und Westen zu knüpfen hätte“. Aber „alles kommt darauf an, daß die führenden Männer nicht bloß, sondern auch die Völker sich stets bewußt sind, daß Gott nicht mit denen ist, die ihm einen Kult nach bestimmten Formeln weihen, sondern mit denen, die die tüchtigsten Kämpfer mit den besten Waffen auf moralischem und materiellem Kampfplatz stellen“.

Über den „**Mahdi** als idealen Erlöser“ schreibt Prof. M. Nermi, Muederris der theologischen Fakultät „Dar-ul-Hilafe“ in Konstantinopel, in der Vossischen Zeitung vom 17. April 1915. Alle Völker „tasten nach befreienden Symbolen, wenn wütende Stürme den Grund ihrer Seele aufwühlen“, so haben die Inder ihren Ramâ, die Hebräer ihren

Moses als Mahdi. Muhammed nun, der das Glück und die Ruhe Syriens und dagegen die schrecklichen Zerwürfnisse zwischen den Stämmen seiner Heimat gesehen hatte, ahnte bei den jährlichen Zusammenkünften der arabischen Dichter und den gemeinsamen Besuchen der heiligen Orte die „Wirklichkeit eines gemeinsamen arabischen Bewußtseins“. „Ein herrlicher Friede sollte über einer ruhigen Atmosphäre in Arabien herrschen“. Und an dem Tage von Uhud fühlte er „das Geheimnis der endlosen Straße, des Jenseits aller Dinge und den Zusammenhang des Individuums mit dem Jenseits“, und es ward ihm die Offenbarung: „Der Islam sollte in Freiheit leben, die Freiheit vergöttern, und, selbst, wenn zerstreut und ohnmächtig, sich um den Mahdi scharen, also die ideale Erlösung und Macht sich stets vor Augen halten!“ Gegen sein Ende faßte er den Mahdi als die „Gestalt, welche den Islam erretten soll“. Theologische Abhandlungen sprechen dann von seinem Erscheinen in einer Zeit tiefsten Niederganges. „Dies die anekdotische Form des Ideals der Unabhängigkeit. Und dieser Erlösungstraum wird im Islam gleich einer spinozistischen Notwendigkeit ewig fortleben, da das Ideal keine absolute Kristallisation finden wird“. So suchen die Muslime einen Pfad, um über das gewöhnliche Ziel hinaus zu pilgern. „Der Mahdi des Islams ist kein zerstörender, kein auflösender Prophet, sondern ein zärtlicher, aufbauender und organisierender Mahdi“.

Die bei uns teils weit verbreiteten falschen Ansichten über die **islamische Frau** will Max Roloff in seinem Aufsatz „Die mohammedanische Frau und ihr Einfluß auf ihre Umgebung“ beseitigen helfen. (Schlesische Volkszeitung 15. April 1915). Mit Recht betont der Verfasser, daß die Polygamie in der Türkei durchaus eine Seltenheit ist und daß selbst in polygamistischen Ehen die Stellung der Frau gesellschaftlich, wenn auch eine andere, so doch durchaus nicht tiefer ist als bei uns. Ihr Einfluß auf die Kinder ist sehr groß, aber sie weiß auch, besonders die ältere Frau, auf ihren Mann einzuwirken, und somit auch auf das öffentliche Leben.

In dieser Absicht macht auch Dorothea G. Schumacher einige dankenswerte Ausführungen über das „morgenländische Liebesleben“, von dem man bei der frühen Vermählung im Orient eigentlich erst nach der Eheschließung sprechen kann. (Über Land und Meer 1915 Nr. 29.)

Dieselbe Verfasserin spricht in der Zeitschrift „Zeit im Bild“ (28. März 1915) über „christlich-muhammedanische Ehen“, die zwar im Mittelalter schon vorkamen, die aber erst seit wenigen Jahrzehnten objektiver aufgefaßt werden. Heute sind die Fälle, wo ein Muslim mit einer Christin in durchaus glücklicher Ehe lebt, weit häufiger. Auch wo ein Muslim neben einer muhammedanischen Gattin noch eine Christin zur Frau hat, ist dies nicht einseitig zu beurteilen, sondern da liegen häufig „geradezu humane, edle Beweggründe“ vor.

Über die **Kunst** des Islams, besonders die Miniaturmalerei, die im XV. Jahrhundert unter Timur und seinen Nachkommen in Persien und den benachbarten Ländern in hoher Blüte stand, spricht Dr. A. Hauber (Tübingen) im Schwäbischen Merkur (21. Januar 1915 „Zum Kulturproblem des Islam“.)

II. Die einzelnen Länder.

1. Balkan.

Leopold Mandl schildert in der Vossischen Zeitung (27. Dez. 1914 „Der heilige Krieg in Wien“), wie der k. und k. Militäräm, der wie die anderen Feldgeistlichen Hauptmannsrank hat, in einer Wiener Kaserne dem bosnisch-herzegowinischen Jägerbataillon Nr. 1 — mehr als 600 Mann von den 1100 sind Muhammedaner — vor dem

öffentlichen Freitagsgebet, der Douwa (bei den bosnischen Muselmanen gleich Salât al-dschum'a), die Fetwa über den heiligen Krieg verliest.

2. Türkei.

Prof. Dr. Martin Hartmann sagt in der Deutschen Levante-Zeitung (1. Januar 1915 „Der heilige Krieg und seine Wirkungen für die Türkei“): Das augenblickliche Streben nach dem politischen Zusammenschluß der Islamwelt wird besonders für die Türkei auch einen engeren wirtschaftlichen Zusammenschluß mit eben diesen Gemeinwesen zeitigen. Zum bedeutendsten Hafenplatz der Türkei muß Basra erweitert werden, daher ist die nächste Aufgabe, den Schienenweg Bagdad-Basra in Angriff zu nehmen. Eine ernsthafte Bedrohung dieser Strecke durch die Beduinen ist wohl jetzt nicht mehr zu befürchten, da diese infolge der Dschihadbewegung der Türkei gegenüber eine freundlichere Haltung einnehmen. Aber immerhin muß an einer Räumung des Irak festgehalten werden. Dann müssen die beiden großen Linien Konstantinopel-Aleppo-Basra und Konstantinopel-Aleppo-Medina mit den nötigen Zweigbahnen versehen werden, deren Bau wohl durch den jetzigen Zusammenschluß der Islamwelt erleichtert ist. So könnte Konstantinopel (im Zusammenhang mit einer Verbindung Antwerpen-Berlin-Konstantinopel) zu einem größeren Brennpunkte des Welthandels werden, namentlich für die Rohprodukte Kleinasien. Dabei dürfen natürlich, wie auch hervorragende Türken einsehen, kleinere Zentralpunkte in Kleinasien nicht unterdrückt werden. Aber die Türkei muß ihre Zivilverwaltung auch „Fremdvölkischen“ zugänglich machen (das Heer mag sie ihnen abschließen). Ferner müssen die Türken für eine Hebung ihres Mutterlandes Anatolien sorgen, dessen Bevölkerung bei den früheren Kriegen sehr gelitten hat. Vielverheißend wäre eine Übersiedlung größerer Mengen von Wolga- und Krim-Türken nach Anatolien (der Widerspruch Rußlands wäre durch den jetzigen Krieg zu brechen) und ein enges Zusammenwirken der Türken mit ihren Brüdern aus Rußland.

Nach kurzer Darstellung der Beziehungen Preußen-Deutschlands zur Türkei seit den Zeiten Friedrichs des Großen, der 1763 mit der Türkei ein Bündnis schloß, behandelt Generalleutnant Imhoff in der Deutschen Kolonialzeitung Nr. 2 und 3 (20. Februar und 20. März 1915 „Das Eingreifen der Türkei in den Weltkrieg und die Bedeutung einer dauernden Interessengemeinschaft zwischen ihr und Deutschland“) den jetzigen Stand der orientalischen Frage. Als dann bespricht er die verschiedenen Faktoren, auf denen die Bedeutung einer dauernden Interessengemeinschaft zwischen Deutschland und der Türkei beruhte und noch beruht: in militärischer Beziehung gilt es, eine „starke schlagfertige Türkei in die politische Rechnung des deutschen Reiches“ einstellen zu können. Bei Behandlung der wirtschaftlichen und handelspolitischen Beziehungen schlägt der Verfasser folgende Punkte vor: eine Vermehrung türkischer Handelsagenten, welche der deutschen Sprache mächtig sind, sowie die Schaffung von Hotel- und Warenhausbesitzern, von Krankenhäusern und Apotheken im türkischen Hinterlande, die deutschen Interessen dienen; ferner die Vermehrung der Konsulate im Innern des Landes und die Gründung einer Deutschlandskorrespondenz in den dortigen Zeitungen; vielleicht auch die Vertreibung von Katalogen und Geschäftsanpreisungen und die Veranstaltung permanenter Ausstellungen deutscher Industrie in der Türkei. In wissenschaftlicher und sprachlicher Hinsicht empfiehlt der Verfasser unentgeltlichen deutschen Unterricht an freiwillig sich meldende Türken; systematischen Buchervertrieb von Werken, in welchen die Geographie, Macht und Industrie von Deutschland behandelt werden; die Schaffung von türkischen Zeitungen mit deutschem Text und ein ausgedehnteres Inse-

rieren in türkischen Zeitungen. Zum Schlusse fordert er auf, in die den deutschen Einfluß in der Türkei fördernden Gesellschaften einzutreten und sie zu unterstützen, nämlich das „Deutsche Vorderasien-Komitee“, die „Deutsch-türkische Vereinigung“, die „Deutsch-Armenische Vereinigung“, den „Deutsch-osmanischen Freundschaftsbund“ und die „Deutsche Gesellschaft für Islamkunde“.

Beachtenswert sind die Anschauungen des Prof. Mustafa Nermi, Müderris der theologischen Fakultät „Dar-ul-Hilafe“ in Stambul, die er in der Vossischen Zeitung über Frankreich, Deutschland und die Türkei vertritt (26. März 1915 „Die ewige Rasse und der Islam“). Er sagt an einer Stelle zusammenfassend: „Der Deutsche und der Franzose sind einander psychologisch durchaus entgegengesetzt, Der Deutsche empfindet in reichem Maße die „geheiligten Güter“ der Gesellschaft, der Franzose behandelt sie als Weltkind. Der Deutsche besitzt ein festes und entschlossenes Bewußtsein, der Franzose eine tiefsitzende Unruhe, eine paralyisierte Seele.“ Und weiter: „Das Rom unserer Jahrhunderte [=Deutschland] will herrschen, und das zerbrechliche Karthago [=Frankreich] geht seinem Todesschicksal entgegen.“ Das siegende Deutschland wird sich die aus dem Erwachen der Türkei strömende islamisch-geschichtliche Kraft gut nutzbar machen können, „indem es das türkische Reich, als Vertreter des Islams, festigt, indem es die Mittel vorbereitet, alle Moslems auf direktem oder indirektem Wege mit seiner geistigen Höhe in Verbindung zu bringen.“ Und wenn „eine starke, die Lage im Orient beherrschende Türkei“ da steht, dann wird der deutsche Einfluß bis in die entferntesten islamischen Gegenden reichen. Denn „außer der militärischen, wird Deutschland eine moralische Eroberung in der muslimischen Welt machen, die seiner wirtschaftlichen und industriellen Ausdehnung zu gute kommen wird“. Dann findet der Verfasser eine „schöne Übereinstimmung der Seele des Türken und der Seele „der ewigen deutschen Rasse“ in dem beiden gemeinsamen „kategorischen Imperativ“. Der Einfluß der deutschen Kultur wurde in der Türkei seit der Revolution immer stärker, während man in der Türkei selbst sich auch mit den Problemen der religiösen Reform zu beschäftigen begann (namentlich Gög Alp Zia Bey). „Den Deutschen ist es aber anheimgegeben, uns das Werk des Wiedererwachens zu erleichtern.“

Über „die Türkei nach Abschaffung der Kapitulationen“ spricht Dr. M. Saadi Bey in der Vossischen Zeitung vom 6. April 1915. Diese waren als Ausnahmegesetze, welche die Bürger hinter den Ausländern zurücksetzten, „der wahre Grund der Armut, Schwäche und des Unglücks der Türkei.“ Die Bauern hatten trotz ihrer Arbeitsamkeit infolge der schweren Lasten unter Not zu leiden. Ferner vermochte die Türkei auch nicht die erforderlichen Mittel für Wohlfahrt und Sicherheit durch die Steuern aufzubringen, da die Festsetzung der Steuern einerseits in den Händen der Mächte lag, andererseits die fremden Unternehmungen, die größere Steuern hätten einbringen müssen, steuerfrei waren. „Ein keineswegs hervorragend begabter Fremder konnte in der Türkei rasch zu Vermögen kommen, während ein Türke von gleicher Befähigung in seinem eigenen Vaterlande kaum sein knappes Auskommen fand. Dies und nicht, wie vielfach in Europa angenommen wurde, die Trägheit der Türken, verursachte den Niedergang des türkischen Reiches.“ Der Verfasser führt dann den Brief eines Engländers an, der die loyale Haltung der Türken gegenüber den Fremden bei Kriegsausbruch hervorhebt, ferner die Mitteilung des Kammerpräsidenten Halil Bey über die Gründung einer türkischen Handelsgesellschaft in Smyrna zur Ausfuhr von Früchten nach Europa, die jetzt schon die Hälfte der Kundenschaft einer englischen Gesellschaft an sich gerissen habe. „Die Türken haben gute Anlagen für Handel und Gewerbe, und auch das Landvolk ist tüchtig, nur waren die bisherigen Bedingungen zu ungünstig, um etwas zu erreichen.“

Ein Ordensmann, der 27 Jahre in der Türkei weilte, betrachtet die „Allianz mit der Türkei“ als eine Annäherung des Halbmondes an das Kreuz und bringt eine Reihe von Belegen für die loyale Haltung der Türkei gegenüber den Andersgläubigen. (Die Petrusblätter 1914/15 Nr. 16.)

Die drei Religionen und noch mehr Sekten, die von den Mauern Stambuls umfaßt werden, stehen sich heute in der gegenseitigen Duldung näher als je, sagt Emil Ludwig im Berliner Tageblatt (14. IV. 15 „Die drei Ringe von Byzanz“). Der Verfasser schildert dann den Kultus bei den armenischen Christen, den Griechen, den spaniolischen Juden und einen Besuch in der Aja Sofia.

„Diplomatikus“ gibt in der B. Z. am Mittag (9. März 1915) eine kurze Charakteristik und Lebensbeschreibung des bei Kriegausbruch zurückgetretenen türkischen Finanzministers Mehmed Dschawid Bey (geb. 1867 zu Saloniki), der sich würdig den übrigen Finanzgrößen Europas anreihet. Von Interesse ist die Wiedergabe einer seiner Äußerungen über das Zusammenarbeiten der Zentralmächte mit der Türkei, aus der ein unbedingtes Vertrauen in den Sieg der deutschen Waffen und den Erfolg des späteren Zusammenarbeitens spricht. Derselbe gibt auch in der B. Z. am Mittag (31. März 1915) einen Bericht über den Aufenthalt des türkischen Kammerpräsidenten „Halil Bey in Berlin.“

Eine „Unterredung mit dem Sultan“ Muhammed V. schildert Emil Ludwig im Berliner Tageblatt (7. April 1915). Ich hebe neben der Bewunderung, die der Sultan den deutschen und österreichischen Truppen und den deutschen Offizieren bei den Dardanellen zollte, folgenden für die modern denkende Türkei charakteristischen Ausspruch des Sultans hervor: „Alles ist Kader, aber man muß trotzdem immer tätig sein.“ Derselbe berichtet auch über Unterredungen mit dem Großwesir Said Halim und dem Minister des Innern Talaat Bey (Berliner Tageblatt 21. April 1915 „Zwei Audienzen“). Es sind zwei ganze Männer, ein geschmeidiger älterer und ein junger, willensfroher, die sich sichtbarlich ergänzen. Ich möchte hier zwei Aussprüche des Ministers mitteilen: „Wir wollen nach deutschem Muster vieles reorganisieren. Aber — Sie werden es gerecht finden, wenn wir das alles selbst machen wollen! Wir müssen Herren sein im eigenen Hause. Alle Kapitulationen sind aufgehoben!“ und „Ich will Ihnen jetzt den Grund sagen, warum wir in den Krieg eingetreten sind. Wir mußten unsere Unabhängigkeit sichern und wir glaubten, daß wir am besten an der Seite Deutschlands abschneiden würden. Wir haben lange nachgedacht — —“.

Als Vertreter der religiös-politischen Ideen dieses Krieges, sagt Dr. M. Saadi Bey in der Vossischen Zeitung (10. Februar 1915 „Tanzende Derwische in der Front“), verdienen die Mewlewi-Derwische, aus denen ein Freiwilligenkorps gebildet worden ist, besondere Beachtung. Der Verfasser schildert kurz die Entstehung, Lebensweise und religiösen Übungen dieses Derwischordens¹.

Über den Abschied der Mewlewi-Derwische vom Sultan im Hof der Moschee von Dolmabagtsche berichtet Dr. Leo Lederer in der Berliner Morgenzeitung (23. Februar 1915 „Die Fahne der Mewlewi“). Dann spricht er von den türkischen Frauen, welche die Mu-

¹ Vgl. Martin Hartmann, Unpolitische Briefe aus der Türkei, Leipzig 1910 S. 10 ff. u. 191 f. Interessant ist die folgende Stelle des obigen Aufsatzes von Saadi Bey: „Die Arme sind bei dem Tanze gerade nach beiden Seiten ausgestreckt, die eine Hand ist nach oben gekehrt, wodurch symbolisch angedeutet wird, daß die Seele weit offen ist, um die göttliche Erleuchtung zu empfangen; die andere Hand weist flach nach unten und drückt die Verachtung der irdischen Güter und der irdischen Vergänglichkeit aus.“

nition infolge der schlechten Verkehrsmittel kilometerweit bis in die Kampfreihen ihrer Männer tragen.

Dr. Karl Soll stellt in der Vossischen Zeitung (7. April 1915 „Goldenes Vließ und goldenes Horn“) die wichtigsten Kämpfe um und an den Dardanellen seit dem Altertum zusammen. Eine eingehende Beschreibung der Dardanellenbefestigungen mit einigen Skizzen gibt Prof. Dr. Leo Brenner in der Frankfurter Zeitung (23. März 1915 1. Morgenblatt) unter dem Titel „Der Kampf um die Dardanellen.“ Generalleutnant Imhoff führt in der Vossischen Zeitung (11. März 1915) kurz Zweck und Ziel der „Beschießung der Dardanellen“ an und bespricht die Schwierigkeiten eines Durchbruches, der nur mit dem Verluste mehrerer Kampfeinheiten und mit großen Landungstruppen möglich ist. Selbst wenn einige Schiffe ins Marmarameer durchbrechen würden, so könnten diese zwar, solange ihre Munition reichte, Stambul beschießen; sie wären aber, solange die Küstenbatterien in türkischen Händen sind, von der Außenwelt abgeschnitten. Den planlosen „Anschlag auf die Dardanellen“ bespricht ferner Vize-Admiral z. D. Kirchhoff im Leipziger Tageblatt vom 12. März 1915. Einen Besuch in den verborgenen Feldbefestigungen bei Dardanos kurz nach dem Kampfe des 18. März schildert uns Dr. M. Grunwald in der Vossischen Zeitung vom 8. April 1915.

Über die Forcierung der Dardanellen äußert sich auch ein Türke, Dr. M. Saadi Bey, im Berliner Lokalanzeiger (28. März 1915 „Die Dardanellen und Konstantinopel“): bis jetzt wurden dadurch nur die Neutralen: Bulgarien, Rumänien, Griechenland und Italien aufgerüttelt und zur Einsicht gebracht, daß ihr Heil nicht beim Dreiverband liege. Zum Schlusse sagt er: „Heute werden die Alliierten finden, daß unter dem veränderten Regime, den deutschen Instrukteuren und der lebhaften Tätigkeit Enver-Paschas ein Volk herangebildet wurde, das sein Vaterland liebt, seine Pflicht dem Vaterlande gegenüber kennt und jederzeit bereit ist, es bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen. . . . Die Türken haben das Vertrauen zu ihren Waffen, und wir können sagen, daß dies bereits ein guter Erfolg der deutschen Kultur in der Türkei ist.“

Die in Stambul trotz der Beschießung der Dardanellen herrschende Ruhe schildert uns Emil Ludwig im Berliner Tageblatt (22. März 1915 „Das Schicksal von Byzanz“): das Leben und Treiben geht wie sonst vor sich, „niemand ist anders, als er immer war, niemand verläßt die Stadt.“ In das Siegestreiben am 18. März 1915 in Stambul führt uns Elfriede Grunwald (Vossische Zeitung 4. April 1915 „Des Hodschas Traum“). Die reich mit türkischen, ägyptischen und persischen Fahnen geflagten Straßen wimmeln von Männern, Frauen und Kindern; auf den Ruf des Muezzins gehen die Männer schweigend zum Gebete. Dann erzählt die Verfasserin noch eine Prophezeiung, „des Hodschas Traum“, über den Sieg der Türken mit den Deutschen (so echt orientalisch nach Tausend und Eine Nacht); sie hat sie von ihrem Diener Izak.

Über die „osmanische Jugend“ schreibt Dr. Gustav Weck in der Schlesischen Zeitung (6. März 1915); der Verfasser hatte zweimal Gelegenheit, osmanische Jünglinge in Deutschland zu unterrichten: das erste Mal Kamil Dschevdet aus Damaskus und Avni Refik aus Angora. Sie waren mit ausgezeichneten Zeugnissen ihrer türkischen Bildungsanstalten von der türkischen Regierung (mit 16 anderen) nach Deutschland geschickt worden. Sie wollten sich dem Studium der Mathematik und Naturwissenschaften widmen und wurden von dem Verfasser im Deutschen unterrichtet, als Vorbildung für das Universitätsstudium. Der Verfasser rühmt ihre Strebsamkeit und hebt ihre „tadellose, von jeder üblen Neigung freie“ sittliche Führung hervor. „Ihren religiösen Pflichten, mit Einschluß der äußeren Bräuche, kamen sie, soweit die Beobachtungen reichen, gewissenhaft nach,

ohne damit lästig zu fallen.“ „Störend an ihnen war nur ein gewisses Mißtrauen, das offenbar ihrer Unkenntnis deutscher Verhältnisse und Anschauungen entsprang.“ Zum zweiten Male waren es (seit Januar 1914): Mehmed Rassih und Ali Faik, beide aus Stambul, die schon am letzten Balkankriege teilgenommen hatten, der eine als Mitkämpfer, der andere als Sanitäter. Sie waren ebenso eifrig wie die früheren. Ihre Geneigtheit für deutsches Wesen zeigten sie schon an einem der Blumentage des Roten Kreuzes, wo sie freiwillig teilnahmen. Im August dann nahm Mehmed ebenso wie die anderen Schüler an den Erntearbeiten teil — Ali war damals schon in seinem Ferienaufenthalt —, dabei erklärte er, auch für Deutschland kämpfen zu wollen. „Er sehe nicht ein, weshalb er nicht auch preußischer Husar werden könne, sei es doch ganz gleich, ob er hier oder in seinem Vaterlande diene!“ Acht Tage später wurden beide zur türkischen Armee einberufen.

Nachdem Rudolf Zabel in seiner Artikelserie „Unterm Halbmond“ (Tägliche Rundschau 6., 7., 10. April 1915) über die augenblicklichen Schwierigkeiten einer Reise nach Stambul geplaudert hat, weist er im zweiten Teile („In Konstantinopel während der Dardanellenkämpfe“) auf zwei wichtige Punkte hin: man solle sofort, noch vor Friedensschluß in die etwa 800 Schulen der Türkei, die jetzt von den französischen und englischen Lehrkräften verlassen sind, deutsche Lehrkräfte hinschicken und auch das nötige Unterrichtsmaterial für das Deutsche zu möglichst billigen Preisen beschaffen. Zweitens schlägt er vor: man solle diejenigen Deutschen, die früher im feindlichen Auslande gewelt haben und nach dem Frieden wegen der Anfeindung nicht mehr dorthin zurückkehrten, als Kulturpioniere in die Türkei schicken. (Dasselbe auch in der Magdeburger Zeitung vom 10. April 1915.)

Dr. M. Grunwald betont in der Vossischen Zeitung (12. April 1915 „Aus einer beschossenen Stadt“) die Sympathien für die Deutschen in der Türkei. Die deutsche Sprache findet jetzt eine erstaunliche Verbreitung; er erzählt einen Fall, wo ein gemeiner türkischer Soldat ihm in fließendem Deutsch antwortete. Er hatte es von den deutschen Kameraden im Fort gelernt: „In vier Monaten kann man viel lernen, wenn man will. Ich kann auch schon lesen und schreiben,“ sagte er.

Eugen Lázár beleuchtet in seinem Artikel „Mohammedauer“ (Pester Lloyd 12. März 1915) den weiten Unterschied zwischen der Wirkungsweise des mohammedanischen Gottesglaubens und der des christlichen Gottesglaubens auf das gesamte praktische und wirtschaftliche Leben. Der Türke erkennt die Einrichtung, daß Geld Zinsen bringen könne, überhaupt nicht an; das widerspricht seinem Fühlen. Es scheint ihm eine Umgehung des göttlichen Willens zu enthalten und eine unbefugte Einmischung menschlicherseits in den natürlichen Gang der Dinge. Aus ähnlichen religiösen Bedenken heraus weigert sich der Türke, sein Leben oder sein Gut zu versichern. Ebenso hat der türkische Kaufmann ein bei uns undenkbares Vertrauen in seinen Mitmenschen: der Kaffedschi hat die Buchführung über die gelieferten Waren an der Tür seines Schuldners! Auch sonst im Anpreisen der Waren ist sein Vorgehen vollkommen unkaufmännisch.

Das „Bettlergewerbe“ in Stambul behandelt Max Grunwald (Konstantinopel) in der Vossischen Zeitung (27. Februar 1915 „Der Bettler Hüsnî“). Er führt einen Fall an, wo man bei einem Bettler, der in die Heimat abgeschoben werden sollte, außer Kleingeld im Werte von etwa 45 Mk., ein Sparkassenbuch im Werte von etwa 19 000 Mk. fand. Die Bettler verlangen von jedem, der ihnen einmal etwas gegeben hat, immer wieder denselben Betrag als Almosen. Manche Leute versichern, „es gebe in Stambul manchen in bescheidener Unabhängigkeit lebenden Mann, der sich das Kapital ehrlich erbettelt hat, von dessen Zinsen er jetzt lebt“.

Die ärmsten Leute bringen Liebesgaben für die im Felde stehenden Soldaten, so sagt der nach der Türkei entsandte Mitarbeiter der Leipziger Neuesten Nachrichten (15. März 1915 „Konstantinopler Stimmungsbilder“). Zur Unterstützung der bedürftigen Familien der Kämpfer hat sich ein Ausschuß unter dem Vorsitz von Fräulein Liman von Sanders gebildet, dem eine ganze Reihe von türkischen Würdenträgern und Damen der deutsch-österreichisch-ungarischen Gesellschaft angehört. Der Verfasser redet weiter über die Stärkung des Nationalgefühls durch den jetzigen „heiligen Krieg“, was sich auch in der Dichtkunst niederschlägt, dann über „den modernen Geist im Heere“, der sich in den Armeebefehlen widerspiegelt. („... Ich verlange daher, daß die mohammedanischen Elemente unter euch, welche die Mehrzahl bilden, sich ihren christlichen und jüdischen Nachbarn gegenüber wohlwollend und freundschaftlich benehmen. Die fremden Untertanen sind unsere Gäste und als solche zu achten und wertzuschätzen, was besonders während dieses Krieges, in dem es sich für uns um Leben und Tod handelt, nicht vergessen werden darf; denn in der schwierigen Lage zeigt sich der Geist einer Nation“. So ein Tagesbefehl des Kommandeurs des syrischen Armeekorps.) Ferner ist der rote Fes bei den in graubrauner Farbe gekleideten Soldaten durch eine Kopfbedeckung aus graubraunem Stoffe ersetzt worden. Zuletzt schildert der Verfasser noch das Neujahrsfest bei einer griechischen Familie, zu dem auch Türken geladen waren, . . . „ein hübscher Beleg für die Modernisierung des gesellschaftlichen Lebens“.

Eine Probe türkischer Volkspoesie, nach mündlicher Überlieferung aufgezeichnet, gibt der Direktor der deutschen Schule in Adana, Dr. Peter A. Silbermann, im Berliner Tageblatt (24. April 1915): „Asmai der Scharfsinnige“. Der Kalife Ebidschafar-el-Mansur hatte wenig Neigung zur Dichtkunst und es tat ihm weh, daß soviel Geld an Dichter verschwendet wurde. Daher griff er zu einer List und versprach jedem Dichter eines wirklich neuen Gedichtes das Gewicht der Handschrift in Gold anzuzahlen. Der erste Poet, der kam, wurde aber von ihm verhöhnt und verspottet, da ja jedes Kind am Hofe dessen Qasside kenne: infolge des guten Gedächtnisses vermochte er, wie zwei seiner Sklaven, diese neue Qasside fehlerlos zu wiederholen. Aber Asmai der Scharfsinnige überlistete den Kalifen, indem er ihm eine Qasside in kunstvollem Reimgeklänge vortrug; diese konnte der Kalife nicht wiederholen, da sich die vielen Reime in seinem Kopfe überschlugen; ebenso seine Sklaven nicht. Da ließ der Dichter auf Befehl des Kalifen die Handschrift bringen: ein großer Marmorblock! Und der Kalife, erst voller Ärger, lohnte nachher vor Vergnügen über den klugen Einfall des Dichters diesen reichlich.

Ein Gedicht von Aka Gündüs (*Aj genğ Almān!* „O junger Deutscher!“), übersetzt von Dr. Friedrich Schrader, veröffentlicht die Frankfurter Zeitung (1. Januar 1915) mit einer Reproduktion der Originalniederschrift. Der Dichter fordert den Deutschen auf, mit ihm zu kämpfen, „das Land des Rechtes“ zu erobern, denn uns beide be-seelt eine Kraft, „die Liebe zum Siege“. Die Menschheit erwartet von uns ihre Rettung, lassen wir ihre Tränen trocknen. Vereint wollen wir das Schwert schwingen; „solange du und ich und mein Bruder, der Ungar, leben, werden wir diese Welt stark und glücklich machen“. „Reich mir deine Hand, junger Kamerad! . . . Auf! laß uns nun vorwärts ziehen zum Kampf! Vorwärts, bis aus dieser Welt alle Wildheit, aller Haß, alle Feindschaft verschwunden sind!“

Hier seien noch kurz einige Reiseschilderungen erwähnt: Siegmund Feldmann plaudert in der Vossischen Zeitung (23. März 1915) über seinen Aufenthalt in „Smyrna“, der reichsten Handelsstadt an der kleinasiatischen Küste (Ausfuhrartikel sind Feigen und Teppiche). — Seine Fahrt auf der anatolischen Bahn (Haidar-Pascha bis

Bozanti im Taurus, von wo ab der Paß noch zu Fuß oder auf dem Reittiere zu übersteigen ist), schildert Kristian Kraus im Dresdener Anzeiger (23. März 1915 „Durch Anatolien“; ebenso Ostsee-Zeitung, Stettin, 21. März 1915 und Neues Tageblatt, München, 23. März 1915).

3. Syrien.

Für einen Wettbewerb zwischen Deutschland und Frankreich in Syrien, führt Dr. Elias Auerbach (Haifa) in der Frankfurter Zeitung (13. Januar 1915) aus, waren alle Bedingungen zunächst Frankreich günstig (die zahlreichen französischen, wenn auch klerikalen Schulen usw.). Das Zentrum dieses Einflusses ist Mittelsyrien (Libanonprovinz mit dem Einfallstor Beirut). Hier in Beirut ist der „stärkste und rührigste Agent Frankreichs“, die medizinische Hochschule der Jesuiten. An ihrer schlechten Qualität könnte Deutschlands wirtschaftlich gerichtete Expansion einsetzen. „Bei der kühlen Nüchternheit des orientalischen Wesens mußten schließlich wirtschaftliche Vorteile den Ausschlag für die Hineigung der Bevölkerung zu der einen oder der anderen Macht geben“. Die künstlich aufgebaute wirtschaftliche Vorherrschaft Frankreichs mußte also gegenüber dem neuen Konkurrenten, der wirtschaftliche Vorteile bot, allmählich abbröckeln. Für den deutschen Handel mußten erst die nötigen Verkehrsmittel geschaffen werden (anatolische Bahnen, Bagdadbahn, Beteiligung an der Hedschasbahn, Levantelinie). So haben allmählich deutsche Waren die französischen verdrängt. Der deutsche Einfluß geht von zwei Zentren aus: Aleppo und Palästina, die das französisch beeinflusste Mittelsyrien umfassen. In Aleppo ist alles, was infolge der Bagdadbahn an deutschem Einfluß dort aufgekommen ist, noch im Werden. Auf älterer Basis ruht das wirtschaftliche Vordringen Deutschlands in Palästina. Hier sind es zunächst die Kolonien der Templer (1869—72 gegründet) bei Jaffa, Jerusalem und Haifa. Dann der den deutschen Interessen parallel laufende Gedanke der türkischen Regierung, den Seehandel der Stadt Damaskus von Beirut nach Haifa abzulenken, was durch den Bau der Bahn Damaskus—Haifa und eine geschickte Tarifpolitik auch zum größten Teil gelang. Ein sehr wichtiges Element für die deutsche Wirtschafts-Expansion in Palästina sind die Juden: von den 100 000 Juden Palästinas ($\frac{1}{7}$ der Gesamtbevölkerung) stammen 70 000 aus Osteuropa und sprechen den jüdisch-deutschen Dialekt. Daher „sind sie die natürlichen Vermittler des Absatzes deutscher Produkte“. Frankreich trat diesem wachsenden Einflusse Deutschlands nicht mit wirtschaftlichen, sondern mit politischen Mitteln entgegen, indem es bei Anleihen von der Türkei Verkehrskonzessionen forderte (vgl. die Abmachungen vom Frühjahr 1914 WL. Bd. II, 284).

Über die Ansprüche, die Rußland auf Palästina erhebt, und die Mittel, mit denen es die Russifizierung des Landes erstrebt, spricht O. Eberhard in der Kreuzzeitung (9. April 1915 „Rußland und Palästina“). Überall im Lande erheben sich prachtvolle, „festungsartige“ Bauten: russische Kirchen, Pilgerheime und Schulen. Die zahlreichen Pilger und die vielen Schulen sind die wichtigsten Mittel der Russifizierung. Dazu kommt die Kirchenpolitik, die den Zaren als Schutzherrn des arabisch-nationalen Elementes aufspielt. Hinter all dem steht das Auswärtige Amt mit seiner „Kaiserlich russischen Palästina-Gesellschaft“.

Zwei Kriegsbriefe aus Syrien, welche die dortigen Verhältnisse zur Kriegszeit schildern, wurden gedruckt in der Frankfurter Zeitung (4. Februar 1915) und in der Kölnischen Volkszeitung (21. Februar 1915); der eine ist aus Jaffa, datiert von Mitte Dezember 1914; der andere ist aus Beirut vom 30. Dezember 1914.

4. Egypten.¹

Die englische Okkupation bedeutet für Egypten, führt Prof. Max Blanckenhorn (Marburg) in der Frankfurter Zeitung (10. Januar 1915 „Das ägyptische Volk und Europa“) aus, „eine Schädigung der Interessen des Volkes und der Wohlfahrt des Landes“ (einseitige Entwicklung der Landwirtschaft, Vernachlässigung des Unterrichtswesens, willkürliches Vorgehen im Justizwesen, Mißachtung der Verfassung usw.). Dann wirft der Verfasser die Frage auf, ob die Bevölkerung zu einer Befreiung und nachherigen Selbstverwaltung im Vereine mit den Türken fähig sei. In dem Wunsche „nach einer Besserung der politischen und sozialen Zustände des Landes“ ist die bunt gemischte Bevölkerung (Fellachen, Kopten, arabisierte Städter, Beduinen, Nubier) einig. Die Führerrolle können aber nur die arabischen Städter muhammedanischen Glaubens übernehmen, aus denen sich auch die nationalen Jungegypter rekrutieren. Ihre politischen und sozialen Fähigkeiten haben die Egypter bereits unter der aufgeklärten Dynastie Mehmet Alis bewiesen. Die Nationale Partei² (mit der Losung „Egypten den Egyptern“) wurde etwa im Jahre 1894 von einer Gruppe junger Egypter gegründet, deren Ältester noch nicht 20 Jahre alt war. Zunächst stützten sie sich zur Erlangung ihres rein politischen Zieles (die Räumung Egyptens von den englischen Truppen) auf Frankreich. Als die Partei sich nun infolge der Affäre von Faschoda von Europa verlassen sah, betonte sie zur Erreichung desselben Zweckes die muselmanische Religion und suchte eine Stütze an der Türkei. Die Partei wurde so von einer „französischen oder europäischen Politik“ zu einer islamischen, ägyptisch-türkischen Politik gedrängt.

In der Vossischen Zeitung vom 8. April 1915 („Egyptens Schicksalswende“) schreibt Dr. M. Rifat ungefähr folgendes: „Die Jung-Egypter sind sich der Schwere des Ringens mit England ebenso bewußt, wie sie über die Größe der Aufgabe im klaren sind, die ihrer im Falle eines Erfolges harret“. Sie wissen, daß es notwendig ist, eine einmal errungene Freiheit und Verfassung „gegen alle Angriffe von außen und innen“ zu sichern. Daher wird das erste Erfordernis die Schaffung eines starken Heeres und einer starken Flotte sein. Ebenso bedarf die finanzielle Lage des Landes einer Reform durch zuverlässige Persönlichkeiten, vor allem aber die Bearbeitung des Bodens (Schaffung eines Ackerbaministeriums). „Bei diesem Werke des Erneuerns werden und sollen auch die Mitglieder des Herrscherhauses dem Land ihre materielle und persönliche Unterstützung bieten“. Zum Schluß fordert er Deutschland auf, die Fülle großer und fruchtbringender Aufgaben in Egypten in Angriff zu nehmen. „Ein systematisches Schulwesen könnte der ägyptischen Intelligenz deutsche Sprache und deutsche Kultur näher bringen. Ein ständiger Nachrichtendienst für die Presse des Landes sollte im Verein mit dieser Schularbeit die Aufklärung über Deutschland in der ägyptischen Öffentlichkeit fördern. Durch besondere Institute sollen der deutsche Kaufmann und Industrielle mit der Sprache und Eigenart

¹ Die folgenden Berichte über die Artikel, die von Egypten handeln, lagen Herrn Dr. Roeder, Direktor des Pelizaeus-Museums zu Hildesheim (bisher Privatdozent in Breslau), vor. Ihm verdanken wir wertvolle Hinweise, namentlich hinsichtlich der Enke'schen Phantasien. Herr Dr. Roeder bat uns auch mit Rücksicht auf Egypten einer Tatsache Ausdruck zu verleihen. Er wisse, daß die Engländer uns Deutsche in Egypten weitgehend geschont haben und deutsches Eigentum wie deutsche Interessen in einer Reihe von sehr wichtigen Fällen in keiner Weise angetastet haben. G. K.

² Der Verfasser stützt sich auf den Brief eines wohlunterrichteten Franzosen im „Journal des Débats“ von 1906.

des Landes vertraut gemacht werden“. Dem deutschen Einfluß wird es in kurzer Zeit gelingen, den Englands und Frankreichs zu beseitigen.

„Die wirtschaftliche Lage Egyptens im Kriege“ behandelt ein Artikel im Handelsblatt der Vossischen Zeitung vom 10. April 1915. Infolge der englischen Wirtschaftspolitik stieg die Baumwollernte in den Jahren 1900/01—1913/14 von 5 435 000 Kantars (im Werte von 16 051 000 eg. Lstr.) auf 7 684 000 Kantars (im Werte von 33 123 000 eg. Lstr.). Für die laufende Kampagne 1914/15 waren die Aussichten als durchaus günstig zu bezeichnen, aber der Ausbruch des Krieges änderte die Sachlage: Truppentransporte erschwerten die Versendung der Baumwolle aus dem Innern nach Alexandrien, der Schiffsverkehr auf dem Mittelmeer geriet zeitweise ganz ins Stocken; vor allem aber begrenzte sich die Käuferzahl: die führenden deutschen und österreichischen Firmen fielen fast ganz weg und auch die Kaufkraft Großbritanniens und Frankreichs schrumpfte stark zusammen. So ergibt sich folgendes Bild:

Zufuhren in Kantars (vom 1. August 1914 bis 31. Dezember 1914)	1914/15	1913/14	1912/13
(1 Kantar = 45 kg):	3 118 000	5 745 000	5 900 000
Ausfuhr in Ballen			
nach Großbritannien:	122 000	241 000	273 000
„ dem europäischen Festlande:	81 000	191 000	165 000
„ den Ver. Staaten von Amerika:	52 000	20 000	62 000
„ Asien:	3 900	14 000	5 000
zusammen:	258 900	466 000	505 000

Die um etwa die Hälfte zurückgegangene Ausfuhr wird durch obige Gründe erklärt dagegen hat die ebenso zurückgegangene Zufuhr folgende Ursachen: die großen Preisrückgänge der Baumwolle reizten den Fellachen nicht, seine Ware schnell abzusetzen; zudem sahen sie sich außer Stande, die zu damaligen hohen Preisen an die deutschen und österreichischen Exporthäuser verkaufte Ernte abzuliefern und den Erlös dafür zu erhalten; als drittes kommt dazu die bei den Fellachen allgemein verbreitete Befürchtung, daß eine behördliche Beschlagnahme bevorstehe. Von irgendwelchen Maßnahmen der Regierung zugunsten der notleidenden Pflanze verlautet nichts, auch die versprochenen privaten Unterstützungen sind bisher ausgeblieben.

„Die beiden englischen Protektorate auf türkischem Boden“ behandelt Otto Hoberg in der Deutschen Levante-Zeitung (1. Februar 1915), zunächst „das Schicksal des Nillandes in politischer und wirtschaftlicher Beziehung“ seit Napoleon, wobei er darauf hinweist, daß die Bestrebungen Englands, sich über den Persischen Golf und die Euphratlinie einen Weg nach Indien zu schaffen, schon durch die französische Besetzung Egyptens angeregt werden mußte. Weiter führt er aus, wie England die elementarste Aufgabe der Kolonisation, die in der Entwicklung der produktiven Kräfte des Landes besteht, einfach beiseite geschoben und das Land in egoistischer Weise ausgenutzt hat, z. B. macht die Baumwolle [etwas weniger als] 99% der Ausfuhr aus. Daher kommt es, daß der Hauptindustriestweig, die Zigarettenfabrikation, nur mit eingeführten Rohstoffen betrieben wird (der Anbau der Tabakpflanzen ist gesetzlich verboten), daß dagegen von der im Land erzeugten Baumwolle keine einzige Faser im Lande selbst verarbeitet wird. Ferner müssen infolge der ausgedehnten Baumwollzucht fast alle Nahrungsmittel eingeführt werden. Und der ägyptische Bauer hat obendrein von seiner Baumwolle, obwohl sie die beste der Welt ist, keinen einzigen Vorteil, da sie nur in Liverpool [auch in Bremen] gehandelt wird.

Egypten ist also vollkommen vom Auslande, d. h. Großbritannien, abhängig. Der Verfasser bespricht alsdann die Verkündung des Protektorates, über dessen Bestand der Krieg entscheiden wird, und bemerkt zum Schlusse, daß die Okkupationsmacht England die übrigen Nationen, besonders den deutschen Kaufmann, nicht ausschließen konnte. (Soweit auch im Februarheft (1915) von „Nord und Süd“ unter dem Titel „Egyptens Schicksal“). In einem zweiten Abschnitte behandelt er, „wie sich England im Endgebiete der Bagdadbahn festsetzte“. Erst nach der Niederlage im zweiten Balkankriege wagte England einen entscheidenden Schritt zu tun und zwang die Türkei, die Unabhängigkeit des Scheichs von Kuwait Mubarak b. Sabbah anzuerkennen. Dieser stellte sich dann ebenso wie der Scheich von Muhammara unter das schon seit langem bestehende englische Protektorat. Alsdann bediente sich England des Fürsten Abd al-Aziz b. Sa'ud, der in der ersten Hälfte des Jahres 1913 die Türken aus dem Nadschd vertrieb, das somit tatsächlich unter englisches Protektorat kam.

Zu derselben Ansicht über die ägyptische Wirtschaftspolitik, wie der obige Aufsatz, kommt Dr. Reinhold Schmidt-Bremen in seinem Artikel „Englands Baumwollpolitik und die Unruhen in Egypten“ (Bremer Nachrichten 11. April 1915).

Über „Egyptens Presse“ schreibt die Hagener Zeitung (9. März 1915) nach einem Aufsatz von Olea Felici, dem Berichterstatter des Giornale d'Italia in Kairo: In dem arabischen Journalismus Egyptens spiegeln sich die einzelnen Phasen der inneren und auswärtigen Politik Egyptens seit der englischen Okkupation. An koptischen Zeitungen mit „ultra-konservativer“ Gesinnung erscheinen in Kairo „Watan“ und „Misr“. Die drei wichtigsten arabisch-egyptischen Zeitungen sind: 1. Die „Ahram“, das älteste, schon seit 40 Jahren erscheinende Blatt, das neben den Interessen der Eingeborenen vor allem die französischen Interessen vertritt. 2. Der „Mokattam“ wird gegenüber den Ahram von England zur Vertretung seiner Interessen benutzt. Beide Zeitungen ruhen ganz in den Händen syrischer Christen, welche die „muselmanischen Interessen, d. h. die ausgesprochenen religiösen Gedanken des Islams als Muslime betrachten und behandeln“ wollen. Zur Bekämpfung dieser beiden Blätter wurde 3. der „Mu'ajjad“ von dem Scheich Ali Yussef¹ gegründet, „einem fanatischen Feind Englands und dem konservativsten und zähsten Verfechter von allem, was den Islam angeht“. Ein Widersacher entstand diesem Blatte in dem „Lewa“ des ägyptischen Nationalisten Mustafa Kamil, der nacheinander durch den „Al-ham“ und den vor zwei Monaten eingegangenen „Chaab“ ersetzt wurde.²

Einen Abriss der politischen Geschichte Egyptens geben Prof. Dr. Eugen Oberhummer (Wien) in der Deutschen Revue (Jan. 1915 „Egypten und der Suezkanal“) und Freiherr von Richthofen im Hannoverschen Courier (1. März 1915 „Egypten und der Krieg“) (Ebenso Magdeburger Zeitung 2. März 1915, Hamburger Correspondent 2. März 1915 u. a.). Richthofen vertritt die Ansicht, den Suezkanal zu internationalisieren, während Oberhummer sich auf eine Darstellung der völkerrechtlichen Stellung Egyptens vor dem Kriege und der Geschichte des Suezkanals beschränkt. Eine historische Skizze über die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse „Egyptens zur Zeit seiner Eroberung durch den Islam“ gibt Prof. Dr. Leopold Wenger (München) in der Oesterreichischen Rundschau vom 15. Februar 1915.

¹ Vgl. den Artikel des in Frankreich gefallenen Hamburger Gelehrten E. Gräfe im „Islam“ Bd. V S. 235.

² An ägyptischen Zeitungen birgt die Leihgabe Hartmann in der Bibliothek der Gesellschaft eine umfangreiche Sammlung, die sich vor allem durch ganze Jahrgänge einzelner Zeitungen auszeichnet.

Die Äußerungen eines angesehenen „Ulema“ aus Kairo geben die Post (18. Januar 1915 „England und der Islam“) und die Germania (16. Januar 1915) wieder. Die Engländer suchen Araber und Türken zu entzweien, indem sie der arabischen Bevölkerung erklären, daß sie nicht gegen den Islam, sondern nur gegen die Türkei den jetzigen Krieg führten. Aber das wird ihnen nicht glücken, da die Verschiedenheiten zwischen ihnen durchaus nicht so tief sind. Vielmehr war „die englische Politik immer gegen den Bestand eines islamischen Staates gerichtet.“ England hat die Zerstückelung der europäischen Türkei gefördert und vor allem auch die armenische Frage hervorgerufen. Und ebenso will es die übrigen islamischen Völker nicht erhalten, sondern unterwerfen.

Über „Egypten bei Kriegsausbruch“ bringt Dr. Albert Zeller in der Frankfurter Zeitung (2. März 1915) einige interessante Mitteilungen, besonders über die Behandlung der Deutschen durch die englischen Behörden.

In das Gebiet phantastischer Erfindungen ist der Artikel von Franz Enke, einem zweiten Karl May, zu verweisen, der in der Vossischen Zeitung (18. u. 19. März 1915) erschien. Dieser Artikel „Die Wahrheit über Egypten“ ist von fast allen Zeitungen im Auszug gebracht worden und fand auf Grund der Orts- und Sachkenntnis des Verfassers anfänglich Glauben. Aus dem Bericht nenne ich nur folgende Daten: Am 1. November nahmen die Senussi die Oase Siwah, am 19. vernichteten sie ein Lager englischer Truppen bei Mena House (Pyramiden von Gizah), am 21. überrumpelten sie das Fayum. Am 13. Dezember schlug der „neue Mahdi“ Mabur al-Asl die Engländer vernichtend bei Faschoda und besetzte danach die Militärstationen Nasser und al-Obeid. Am 7. Januar bemächtigte er sich der Stadt Sennar und schloß am 11. Januar Chartum ein. Dieser Enke'sche Bericht ist etwa 20.—22. März durch WTB. dementiert worden. Eine teilweise Bestätigung schienen Enke's Angaben zu finden durch den Brief eines „jungen Gelehrten deutscher Herkunft, der seit Anfang November unter griechischem Namen in Egypten Dolmetscherdienste tat“, datiert Kairo, den 11. März (Düsseldorfer General-Anzeiger 23. März 1915 „England in Egypten umzingelt.“): nach ihm kämpften die Engländer zwischen Luksor und Assuan mit den „Rebellen.“ Ferner weiß er aus dem Munde verwundeter Soldaten auch von einer Niederlage der Engländer unter General Hawley, die ihm vom neuen Mahdi zugefügt wurde, und daß „mit dem genannten Feldherren sämtliche Offiziere umgekommen seien und daß von den europäischen Mannschaften kaum zehn Prozent ihr Leben gerettet hätten.“ Dies ist gleich der Niederlage bei Faschoda des Enke'schen Berichtes zu setzen. Im Westen sind nach diesem Berichte die Oasen sämtlich im Besitze der Senussi. Auch andere Hinweise (z. B. ein Brief aus Barcelona und anderes, was durch die deutsche Presse wanderte), deuteten scheinbar auf eine englische Niederlage im Süden hin. Aber zunächst sind alle diese Gerüchte für die Öffentlichkeit nicht nachzuprüfen.

Zum Schlusse seien noch zwei Artikel genannt, die über Land und Leute Egyptens, über das Leben und Treiben in Kairo plaudern: Robert Misch, „Aus dem Reiche des Nils“, in der Vossischen Zeitung vom 6. März 1915 und Fr. Kiene-Naton, „Aus dem Lande der Pharaonen“, in „Die Bergstadt“ Heft 5 (illustr.).

5. Abessinien.

Wie an Kaisers Geburtstag Hunderte von Arabern, Türken und anderen Muslimen in Addis Abeba unter Vorantritt einer Musikbande auf Kamelen zur dortigen deutschen Gesandtschaft zogen, um dem deutschen Kaiser zu huldigen, darüber berichtet ein Brief des deutschen Kaufmanns Arnold Holz aus Addis Abeba (Dresdener Neueste Nach-

richten 28. März 1915 und Kreuzzeitung 30. März 1915). „Die abessinische Bevölkerung war starr vor Staunen, und umsonst sandte der englische Gesandte seinen Bevollmächtigten, um den Muhammedanern alle Höllenstrafen anzudrohen. Sie lachten ihm ins Gesicht und ließen ihre Hoboen und Pauken nur desto lauter ertönen.“ Aus diesem und anderen Gründen ist das deutsche Ansehen in Abessinien stark im Wachsen. Zweifellos würde sich das abessinische Volk und seine Regierung ganz dem deutschen Einfluß hingeben, aber für eine derartige friedliche Eroberung ist eine Voraussetzung notwendig: der Besitz des französischen Somalilandes mit seiner Hafenstadt Dschibouti.

6. Tripolitanien.

Die Senussi, überhaupt alle islamischen Bruderschaften, so führt C. H. Becker in der Deutschen Kolonialzeitung (20. Februar 1915) aus, sind nach zwei Gesichtspunkten zu betrachten: in religiöser Hinsicht verkörpern sie bei den Gebildeten eine gesteigerte Mystik, bei der Masse aber nur eine „stärkere Pflege der offiziellen Vorschriften des Islams“ und eine Ausübung religiöser Sonderzeremonien. Das Zweite, das Soziologische, äußert sich in der Tendenz einzelner hervorragender Leute, Jünger um sich zu versammeln. Die Scheiche der Senussijja (gegründet 1835) sind:

1. Sidi Muhammed b. Ali es-Senussi geb. 1791/92 gest. 1859
2. Muhammed Scherif, gest. 1896. 3. Sidi al-Mahdi, gest. 1902,
4. Sidi Ahmed Scherif, seit 1902.

Der Verfasser gibt dann eine kurze Charakteristik der Bestrebungen des Ordens und gedenkt dabei auch seines wirtschaftlichen Einflusses auf die Völker Innerafrikas (Sicherung der Saharastraßen, Palmenpflanzungen, Förderung des Ackerbaues usw.). In der Sahara bilden natürlich schon kleine Truppenkontingente (die in den Zeitungen angegebenen Zahlen der Senussi sind weit überschätzt) eine Macht, welche die angrenzenden Gebiete andauernd beunruhigen kann; aber dabei ist nicht zu vergessen, daß die englische Regierung bemüht ist, die Senussi durch Geldgeschenke von Unternehmungen abzuhalten; denn bei ihnen ist wie bei den alten Arabern die Beute eine Hauptantriebskraft zum Kampfe. Sie spielen also „im jetzigen Weltkriege gar keine Rolle“.

7. Tunisien.

Die Kölnische Zeitung vom 9. April gibt unter dem Titel „Wie Frankreich für den Islam sorgt“ aus der Zeitschrift *Sabil ar-Raschad* einen Aufsatz des Schaich Salih asch-Scherif at-Tunisi wieder: „Die Welt des Islam, Deutschland und der Dreiverband, eine Antwort an den Figaro“, auf dessen Artikel: „La propagande allemande en Afrique.“ Gleich zu Beginn bemerkt der Schaich: „Deutschland und das osmanische Reich haben nur ein Ideal: das Bestreben für die Wohlfahrt der Menschheit, und es ist auch durch Lügenberichte nicht möglich, die Natur dieses Ideals zu ändern.“ Stärker denn je fühlen sich alle Angehörigen des osmanischen Reiches vereinigt, selbst die jetzt nicht zur Türkei gehörigen islamischen Länder haben ihre Sinne nach Stambul gerichtet. So waren auch „alle Eingeborenen des Landes Tunis, alt oder jung, Männer oder Frauen, ja nicht einmal die von französischem Golde gekauften, niemals der Meinung, daß Frankreich ihr Beschützer sei. Der allgemeine Glaube der Tunisiere geht vielmehr dahin, daß die Franzosen ihr Verhängnis fühlten, daß sie das tunisische Volk ihrem wahren Herrscher, dem Kalifen in Stambul, entrissen haben. Tunis ist immer noch ein Teil des Kalifats, des tür-

kischen Sultanats, und die Tunisiern sind immer noch Osmanen, denen die Türkei lediglich einige Zugeständnisse hinsichtlich einiger inneren Fragen gemacht hatte. Deshalb ist auch alles, was die Tunisiern unternehmen, um die Franzosen aus ihrem Lande zu treiben und dieses dem rechtmäßigen Herrscher zurückzugeben, durchaus nichts Verbrecherisches. Es ist im Gegenteil das Ideal, dem die Eingeborenen des Landes leben.“ Die französische Verwaltung hat den Eingeborenen auch nicht den geringsten Rest von Macht gelassen, sondern sie hat im Gegenteil die Eingeborenen ganz und gar dem fremden Willen unterworfen, so daß heute die gesamte Verwaltung aus Franzosen besteht. Sämtliche Ländereien hat man zu gunsten der französischen Kolonisatoren den muslimischen Besitzern entwendet, entweder durch gesetzliche Bestimmungen oder durch Prozesse, in denen die Franzosen immer Recht bekamen. So müssen denn ungefähr in einem Viertel des Gesamtlandes die alten Besitzer das Land für die Franzosen bestellen. Auch für das geistige Wohl ihrer islamischen Schützlinge sorgten die Franzosen sehr schlecht: „die große Hochschule „Sadiqija“ wurde eingezogen; der Unterricht erfolgte nur in französischer Sprache und beschränkte sich auf einige unwichtige Elementarkenntnisse; in den ganzen 33 Jahren der französischen Herrschaft sind in Tunis nur zwei muslimische Ärzte gebildet worden, von denen mußte einer das Land verlassen, der andere sitzt in Tunis, kommt aber vor Neid der anderen nicht vorwärts; außerdem gibt es vier oder fünf Advokaten, mit denen aber bei Gerichtsverhandlungen zusammenzuarbeiten die Franzosen sich weigern. Wer von den Tunisiern es zu einem französischen Diplom bringt, muß an vielen Toren betteln, um ein Amt mit 75, höchstens 100 Franken Gehalt zu bekommen.“

8. Irak.

Der anatolisch-mesopotamische Schienenweg wird erst dann seine volle Bedeutung haben, sagt Martin Hartmann im Hochland (1914/15 Märzheft S. 694 „Deutsche Kulturpolitik im Irak“), wenn die nötigen zahlreichen „Zubringerbahnen“ geschaffen sind; eine wichtige Linie hat sich bereits die deutsche Bagdadbahn gesichert: Sumaike (60 km nördlich Bagdad)-Chanikin („Schützenbahn“); sie stellt die Verbindung mit Persien und den dort von russischer Seite geplanten Bahnen (Hauptpunkt Hamadan) her. Die von Frankreich geplante Bahn (Bagdad-Palmyra-Homs-Tripolis) wird bei geschicktem Transporttarif kaum eine wesentliche Konkurrenz bieten können, zumal der Personenverkehr (namentlich der interlokale) sich infolge der bedeutenderen Orte (Samarra, Mossul, Nisibin usw.) mehr auf die Bagdadbahn konzentrieren wird. Ebenso wenig wird die geplante britische Linie Mohammara-Choremabad (und verlängert bis Hamadan) eine erhebliche Schädigung der Bagdadbahn herbeiführen, da sie nur den Warenverkehr ablenken wird, der seinen Weg aus Persien durch den Persischen Golf nehmen will. Bei dem Bagdadbahnproblem ist bis jetzt wenig der wahrscheinlich schnelle, gewaltige Aufschwung des interlokalen Verkehrs berücksichtigt worden und im Zusammenhange damit die wirtschaftliche und kulturelle Hebung der beiden Städte Mossul und Bagdad, auf deren Bedeutung auch die geschichtliche Entwicklung hinweist. Die Bahnlinie Bagdad-Basra wird wesentlich zur Entwässerung und Urbarmachung des dortigen sumpfreichen Euphratgebietes beitragen und muß zum Schutze des Irak, das ein Bauernland ist, gegen die Einfälle der Beduinen befestigt werden. Die nordarabische Steppe, außer dem dafür ungeeigneten Nefud, ist mit festen Siedlungen zu übersäen (vgl. die neue Ansiedlung Chamisije 15 km nördlich von Suk asch-Schich.) Von Bedeutung ist auch die ältere Ortschaft Zubair (20 km südwestlich von Basra), wo die Türkei eine regelmäßige Regierung einsetzen will, hoffentlich nicht um sie als Ausfallstor gegen Kuwait und al-Hasa zu benutzen, wodurch sie nur in schwere Kämpfe

mit den dortigen Fürsten geraten würde. Zubair wird sich schnell zu einem wichtigen Platze entwickeln, an dessen Hebung wir alles Interesse haben; so können die von Großbritannien geschaffenen Kulturwerte in Nordostarabien unserem Bagdadbahnunternehmen nur zugute kommen. — In einer Nachschrift vom 11. November 1914 erklärt der Verfasser: daß wir infolge der Entschlossenheit des osmanischen Reiches seine Besitzungen in Babylonien und Nordostarabien zu verteidigen wahrscheinlich die nötige Ruhe haben würden, unseren dortigen wirtschaftlichen und kulturellen Interessen nachzugehen, und fordert die Beseitigung des unerträglichen Zustandes, daß der persische Golf ein britisches Binnenmeer ist. Zu diesem Zwecke schlägt der Verfasser vor, die Insel Hormus und die gegenüberliegende Landspitze Ras Musandum in Besitz zu nehmen und „zu einer Sperre auszubauen, die in keiner Weise friedlichen Handel beschränken, sondern nur Störenfriede fern halten soll.“

Über den „persischen Golf“ handelt eine Arbeit von H. Singer in der Vossischen Zeitung (27. März 1915). Er betont, daß der Schiffsverkehr und Handel zum größten Teil an der persischen Küste (Haupthäfen: Bender-Abbas, Linga, Buschir) entlang geht und 1910/11 mit 1,15 Millionen Registertons (von 1,44 Millionen) der Hauptsache nach auf englische Schiffe entfiel. Er spricht dann noch über die weniger wichtige arabische Küste und den Schatt-al-arab mit seiner Sandbarre, vor welcher Schiffe mit mehr als 5 m Tiefgang ihre Ladung auf Leichter löschen müssen, um sie hinter der Barre wieder an Bord zu nehmen.

9. Persien, Afghanistan.

J. M. Merich betont in der Zeitschrift *Zeit im Bild* (14. Februar 1915) in einem Aufsatz über „Persien“, daß in dem durch die russische Wirtschaft arg mitgenommenen Lande der Patriotismus jetzt die schiitischen Perser an die Seite der sunnitischen Türken dränge. Derselbe Verfasser schildert in der gleichen Zeitschrift (24. Januar 1915 „Afghanistan und sein Heer“) die Entwicklung des afghanischen Heeres seit 1880 unter den Herrschern Abd ur-Rahman und dessen Sohn Habib Ullah.

Über die Bedeutung des islamischen Ordens der Nakschibendi (gegr. A. D. 1341) für Afghanistan (der Emir gehört zu seinen Mitgliedern), Belutschistan, Nordindien und Russisch-Asien spricht Max Roloff im *Schwäbischen Merkur* (24. Januar 1915 „Afghanistan und der Islam in Vorderindien“). Seine Organisation ist eine sehr straffe, fast die gesamte Rechtspflege jener Länder ruht in den Händen der Ordensbrüder höheren Grades. Sie haben nur einen Wunsch, in Zentralasien ein unabhängiges muhammedanisches Reich zu gründen und Indien vom Joch der Ungläubigen zu befreien. Von ihnen könnte in Verbindung mit dem afghanischen Heere Indien befreit werden, wie auch Egypten nur von außerhalb befreit werden kann. Aber Meldungen über den Einmarsch der Afghanen in Nordindien und dergleichen sind noch durchaus verfrüht. Das mächtigste Bollwerk in Indien gegen die Afghanen und die Nakschibendi sind die englischen Missionare. — Die Deutschen sind in Afghanistan durchaus gut gelitten, wovon sich Verfasser auf einer Reise vor wenigen Jahren überzeugen konnte.

10. Rußland.

Jetzt scheinen unter den russischen Muhammedanern infolge der Dschihad-erklärung fühlbarere revolutionäre Bewegungen zu entstehen, äußert sich Freiherr von Mackay (München) im *Düsseldorfer General-Anzeiger* (12. März 1915 „Das russische Muhammedanertum“, ferner *Sarajevoer Tageblatt*, 21. März 1914 und unter dem Titel „die Türkei,

Rußland und seine Müslims“ in der Deutschen Levantezeitung vom 1. April 1915). Obwohl Rußland für die kulturelle und soziale Hebung der islamischen Bevölkerung gesorgt hat, ist doch infolge Hetze „der echt russischen Leute“ gegen die „Fremdstämmlinge“ eine Wühlarbeit der Mollahs und Hodschas gegen den zarischen Orthodoxismus aufgekommen. „Die entwicklungsgeschichtlichen, moralischen und politischen Voraussetzungen für den Anschluß des russischen Islam an die große muhammedanische Kriegssturmflut sind zweifellos gegeben, die aber erst bei genügend greifbaren militärischen Erfolgen der Türkei losbrechen kann“.

Dr. A. d. Dirr (München) scheidet in seinem Aufsätze „der Kaukasus und der Islam“ (Natur und Kultur 1. Februar 1915 S. 198, ill.) die Bevölkerung des Kaukasus in drei Klassen: 1. in Zugewanderte (Russen, Deutsche, Tschechen usw.), 2. in Einheimische in nur geographischem Sinne (die türko-tatarischen und iranischen Völkergruppen, die Armenier, die Aissoren, die kaukasischen Juden), 3. in Einheimische in sprachlichem Sinne (die Kharthweler, die Tscherkessen, Abchasen und die Tschetscheno-Daghestaner). Der Islam erstreckt sich hauptsächlich auf die türko-tatarischen und iranischen Völker, ferner auf die Tschetschenen, Tscherkessen und Daghestaner; er ist aber ein Firnis, unter dem ein uralter heidnischer Glaube hervorlugt. Der Verfasser skizziert dann die Ausbreitung des Islams im Kaukasus seit dem Jahre 17 d. H. Etwas genauer behandelt er die politisch-religiösen Bestrebungen zu den Zeiten der russischen Herrschaft.

Über Land und Leute des Kaukasusgebietes schreibt ferner Albrecht Wirth im März (20. Februar 1915 „In und am Kaukasus“).

Einiges Besondere über die muhammedanische Bevölkerung gibt ein „hervorragender“ Kenner des Kaukasus, der viele Jahre als Professor an einer dortigen russischen Hochschule gewirkt hat (Allgemeine Zeitung, Chemnitz, 25. Jan. 1915 „Die Völker des Kaukasus und der Krieg“). Das wichtigste muhammedanische Element sind die Tataren, ein unverfälscht türkischer Stamm: unter ihnen bestehen muhammedanische Bildungsvereine, wie z. B. die Gesellschaft „Nedschat“ in Baku; bei ihnen findet man auch ein nationaltürkisches Bewußtsein, das immer mehr an Boden gewinnt; so hatten die Muhammedaner in Baku 1908 an ihrer Medresse einen unverfälschten Jungtürken angestellt. Dem türkischen Nationalgedanken dient auch das in Tiflis erscheinende humoristische Blatt „Nasreddin Mollah“.

Der Spezialberichterstatte des Blattes „Esti Ujsag“ in den Karpaten schreibt (Prager Tageblatt, 2. Februar 1915 „Revolutionäre Bewegungen unter den Mohammedanern der russischen Armee“): nach der Erklärung des Heiligen Krieges wurde ein großer Teil der muhammedanischen Bevölkerung des Kaukasus und der Küste des Schwarzen Meeres wegen revolutionärer Umtriebe nach der Ostküste des Kaspischen Sees deportiert und dort interniert. Die an die österreichische Front kommenden muhammedanischen Regimenter brachten die Nachricht davon an die Front und verteilten eine Menge von Flugschriften unter die Soldaten; eine davon, abgefaßt von dem revolutionären Komitee in russischer und türkischer Sprache und gedruckt in Jekaterinodar, lautet: „Unsere Brüder! Rußland hat Österreich-Ungarn und Deutschland den Krieg erklärt und auch das ottomanische Reich nicht in Frieden gelassen. Inzwischen betrat es muselmanischen Boden. Das zwang den Kaiser der Mohammedaner und Kalifen der gesamten muselmanischen Welt, Seine kaiserliche Hoheit den Sultan Mohammed V. Chan, Rußland und dem mit ihm verbündeten Frankreich und England den Krieg zu erklären. Die ottomanischen Truppen nähern sich Batum, um dieses zu erobern und sind an zahlreichen Stellen im Kaukasus eingebrochen. Die muselmanischen Volksstämme kämpfen

an der Seite der muselmanischen Befreier. Die russische Flotte ist in den Häfen des Schwarzen Meeres eingesperrt und kann von dort nicht herauskommen. Der Sultan-Kalif hat durch ein Fetwa den Heiligen Krieg gegen Rußland, England und Frankreich verkündet. Ein anderes Fetwa macht die in fremden Ländern und Armeen kämpfenden Muselmanen darauf aufmerksam, daß sie sich Gottes Zorn nicht aufladen mögen und daß sie nicht gegen die Freunde des Islams, gegen Österreich-Ungarn und gegen Deutschland kämpfen sollen, denn dadurch kämpfen sie gegen die heiligen Interessen des Islams. Diesen Befehl des Kalifen teilen wir allen in der russischen Armee kämpfenden muselmanischen Soldaten mit. Verlaßt die Reihen der russischen Armee, verlaßt den bösen und unbittlichen Feind des Islams, des Kalifates und des Ottomanischen Reiches. Schließt euch an die Armeen von Österreich-Ungarn und Deutschland an, an die Freunde unseres Kalifen, die euch immer mit offenen Armen empfangen werden. Der russische Tyrann mordet eure Geschwister. Wir, eure Brüder, bitten euch, seid auch ihr gute Mohammedaner und greift gegen eure Führer zu den Waffen!“

11. Indien (mit Niederländisch-Indien).

Über „Mohammedaner und Hindu und die Zukunft des deutschen Handels in Indien“ schreibt Dr. Hermann von Staden (München) in der Deutschen Levante-Zeitung (1. Januar 1915): die deutsche Einfuhr nach Indien hat sich in zwölf Jahren (1900—1913) vervierfacht, während die Einfuhr aus Großbritannien sich nur verdoppelt hat. Neben der allgemein stärkeren Ausdehnungsfähigkeit des deutschen Handels sucht der Verfasser einen Grund dafür in den politischen Verhältnissen Indiens, in deren Gefolge die Hindus die britischen Waren boykottierten und die Muhammedaner die deutschen Waren bevorzugten. Wie immer der Krieg endet, ob mit einem Machtverhältnis zwischen Deutschland und England, das im wesentlichen vorläufig das gleiche bleibt, oder mit einem Abfalle Indiens, „jedenfalls müssen die interessierten deutschen Industrie-, Bank- und Handelskreise schon jetzt daran denken, die Organisationen vorzubereiten, die dann unmittelbar nach dem Friedensschluss fertig auf den Plan treten und die Erweiterung der schon vorhandenen und die Zufügung neuer Beziehungen unverzüglich in die Hand nehmen können.“ Vor allem muß unsere kaufmännische und technische Jugend bereit sein, nach Indien zu gehen, damit die amerikanische Konkurrenz uns nicht zuvorkommt (während des Krieges hat sie natürlich freies Arbeitsfeld). Aber auch tüchtige Männer der Wissenschaft (Schulwesen) müssen nach Indien gehen. Grundbedingung ist die Beherrschung der englischen Sprache (Schaffung einer deutsch-indischen Presse in englischer Sprache), aber auch der indischen Sprache, besonders des Hindustani.

Einen Aufsatz „Niederländisch-Indien und der Dschihad“ von Wilhelm Weinberg (Vossische Zeitung 27. Januar 1915) siehe „Welt des Islams“ Bd. III Heft 1 S. 64. Vgl. ebenda S. 63.

Willi Heffening